

Gedichte und  
Sprüche 

von

Friedrich   
Nietzsche



M41.

dem Hörsaal  
Leipzig

# Gedichte und Sprüche

von

Friedrich Nietzsche.

---

17./20. Tausend.



Leipzig  
C. G. Naumann Verlag  
1908.



D-82/81



73258 ✓

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.



*[Handwritten signature]*

# Inhalt.

	Seite
Vorwort . . . . .	IX—XVIII
<b>Gedichte aus der Kindheit und Jünglingszeit.</b>	
1858—1864.	
Pforta . . . . .	3
Saalet . . . . .	4
Gruß . . . . .	5
Lebewohl . . . . .	5
Trennung . . . . .	7
Weihnachten . . . . .	8
Heimkehr . . . . .	9
Mattlied . . . . .	10
Heimweh . . . . .	11
Ohne Heimat . . . . .	12
In der ferne . . . . .	13
Verloren . . . . .	14
Alt Mütterlein . . . . .	15
Ein Brief an den Freund . . . . .	16
Der alte Magyar . . . . .	18
„Rein zur Höh, rein zu Thal!“ . . . . .	19
Ludwig XV. . . . .	20
Im Gefängniß . . . . .	21
Saint-Just . . . . .	22
Lieder . . . . .	23
I. Mein Herz ist wie ein See so weit —	
II. Es ist der Wind um Mitternacht —	
III. Einsam durch den düsterblauen —	
IV. In stillen Stunden sinn' ich oft —	
Junge Hühlerin . . . . .	25
Laß mich dir entfalten . . . . .	26
Schweifen, o Schweifen! . . . . .	27
Verzweiflung . . . . .	28



	Seite
Du hast gerufen — Herr, ich komme . . . . .	28
Erster Abschied . . . . .	30
Zweiter Abschied . . . . .	31
Erinnerung . . . . .	31
Herüber — hinüber . . . . .	32
Vergeben — vergessen . . . . .	32
Untreue Liebe . . . . .	32
Über fünfzig Jahre . . . . .	33
Beethoven's Tod (Fragment) . . . . .	38
Nachgedanken . . . . .	42
Dem unbefannten Gott . . . . .	44

### Gedichte aus den Jahren 1869—1877.

Zur Homer-Rede . . . . .	47
An die Melancholie . . . . .	48
Nach einem nächtlichen Gewitter . . . . .	50
Der Wanderer . . . . .	51
Am Gletscher . . . . .	52
Der Herbst . . . . .	54

### Verse und Widmungen zu „Menschliches, Unmenschliches“. Frühjahr 1878 und Herbst 1884.

Spiel der Gedanken, es führt . . . . .	59
Seit dies Buch mir erwuchs . . . . .	59
Mag Vernunft den Vernünft'gen erbauen . . . . .	59
Im bayrischen Walde feng es an . . . . .	59
Widmungsverse . . . . .	60
a) an Richard Wagner . . . . .	
b) an Madame Louise O. . . . .	
c) an Fräulein Malwida v. Meysenbug . . . . .	
„Freunde, es giebt keine Freunde!“ . . . . .	61
Unter Freunden. Ein Nachspiel . . . . .	62

### Zur „Fröhlichen Wissenschaft“.

Motto. Ich wohne in meinem eignen Haus . . . . .	66
a) „Scherz, List und Rache.“ . . . . .	
Vorspiel in deutschen Reimen. 1881—1882. . . . .	
Einladung . . . . .	67
Mein Glück . . . . .	67
Unverzagt . . . . .	68
Zwiegespräch . . . . .	68



	Seite
An die Tugendsamen . . . . .	68
Welt-Klugheit . . . . .	68
Vademecum — Vadetecum . . . . .	69
Bei der dritten Häutung . . . . .	69
Meine Rosen . . . . .	69
Der Verächter . . . . .	70
Das Sprüchwort spricht . . . . .	70
An einen Lichtfreund . . . . .	70
für Tänger . . . . .	70
Der Brave . . . . .	70
Rost . . . . .	71
Aufwärts . . . . .	71
Spruch des Gewaltmenschen . . . . .	71
Schmale Seelen . . . . .	71
Der unfreiwillige Verführer . . . . .	71
Zur Erwägung . . . . .	71
Gegen die Hoffahrt . . . . .	72
Mann und Weib . . . . .	72
Interpretation . . . . .	72
Pessimisten-Arznei . . . . .	72
Bitte . . . . .	73
Meine Härte . . . . .	73
Der Wanderer . . . . .	73
Trost für Anfänger . . . . .	74
Sternen-Egoismus . . . . .	74
Der Nächste . . . . .	74
Der verkappte Heilige . . . . .	74
Der Unfreie . . . . .	75
Der Einsame . . . . .	75
Seneca et hoc genus omne . . . . .	75
Eis . . . . .	76
Jugendchriften . . . . .	76
Vorsicht . . . . .	76
Der Fromme spricht . . . . .	76
Im Sommer . . . . .	77
Ohne Reid . . . . .	77
Heraklismus . . . . .	77
Grundsatz der Allzuweisen . . . . .	78
Zuspruch . . . . .	78
Der Gründliche . . . . .	78
für immer . . . . .	78
Urtheile der Mäden . . . . .	79





	Seite
Niedergang . . . . .	79
Gegen die Geseze . . . . .	79
Der Weise spricht . . . . .	79
Den Kopf verloren . . . . .	80
fromme Wünsche . . . . .	80
Mit dem Fuße schreiben . . . . .	80
„Menschliches, Allzumenschliches.“ Ein Buch . . . . .	80
Meinem Kezer . . . . .	81
Der realistische Maler . . . . .	81
Dichter-Eitelkeit . . . . .	81
Wählerischer Geschmad . . . . .	81
Die krumme Nase . . . . .	82
Die Feder kräftelt . . . . .	82
Höhere Menschen . . . . .	82
Der Septiker spricht . . . . .	83
Ecco homo . . . . .	83
Sternen-Moral . . . . .	83
Motto zum „Sanctus Januarius“ . . . . .	84

### b) Lieder des Prinzen Vogelfrei.

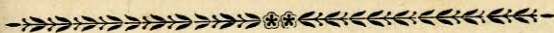
1882—1884.

An Goethe . . . . .	85
Dichters Berufung . . . . .	86
Im Süden . . . . .	88
Die fromme Beppa . . . . .	89
Der geheimnißvolle Nachen . . . . .	90
Liebeserklärung . . . . .	91
Lied eines theokratischen Ziegenhirten . . . . .	92
„Diesen ungewissen Seelen“ . . . . .	93
Narr in Verzweiflung . . . . .	93
Rimus remedium . . . . .	94
„Mein Glück!“ . . . . .	95
Nach neuen Meeren . . . . .	96
Sils-Maria . . . . .	96
An den Mistral. Ein Tanzlied . . . . .	97

### Spruchartiges

aus den Werken und Aufzeichnungen der Jahre 1882—1886.

Lieder und Sinnsprüche . . . . .	103
Vorsicht: Gift! . . . . .	103
Das neue Testament . . . . .	104
Beim Anblick eines Schlafrocks . . . . .	104



	Seite
Römischer Stoßseufzer . . . . .	104
Der „echte Deutsche“ . . . . .	104
Jeder Buckel krümmt sich schief . . . . .	105
An Spinoza . . . . .	105
Arthur Schopenhauer . . . . .	105
An Richard Wagner . . . . .	106
Parifal-Musik . . . . .	106
An die Jünger Darwin's . . . . .	107
Der Einsiedler spricht . . . . .	107
Rath als Räthsel . . . . .	107
Epiktetischer Spruch . . . . .	108
Wer Viel einst zu verkünden hat . . . . .	108
Lebensregeln . . . . .	108
Der schönste Leib — ein Schleier nur . . . . .	108
Räthsel . . . . .	108
Die Welt steht nicht still . . . . .	109
Seine Gesellschaft zu finden wissen . . . . .	109
Hier rollte Gold . . . . .	109
Aus der Tonne des Diogenes . . . . .	109
Timon spricht . . . . .	109
für falsche Freunde . . . . .	109
Sieben Weibs-Sprüchlein . . . . .	110
Das Wort . . . . .	111
freund Horik, Muth! . . . . .	112
Einstmals — ich glaub', im Jahr des Heiles Eins — . . . . .	112
Musik des Südens . . . . .	113
Aus dem Paradiese . . . . .	113
Verdruß des Stolzen . . . . .	113
Der Starke . . . . .	115
Entschluß . . . . .	114
Alle ewigen Quell-Bronnen . . . . .	114
Schlufreim . . . . .	114

### Gedichte

aus den Werken und Aufzeichnungen der Jahre 1882—1888.

Das Honig-Opfer . . . . .	117
fleiß und Genie . . . . .	117
An die Freundschaft . . . . .	118
An das Ideal . . . . .	118
Campo santo di Staglieno . . . . .	119
Pia, caritatevole, amorosissima . . . . .	119
Die kleine Brigg, genannt „das Engelnchen“ . . . . .	120

	Seite
Mädchen-Lied . . . . .	122
Desperat . . . . .	123
„Der Wanderer und sein Schatten.“ Ein Buch . . . . .	123
„Die fröhliche Wissenschaft“ . . . . .	124
Der neue Columbus . . . . .	124
Drei Bruchstücke . . . . .	125
I. Glück, oh Glück, du schönste Beute!	
II. Fern brummt der Donner über's Land	
III. Der Tag klingt ab	
Mitleid hin und her . . . . .	126
I. Vereinsamt	
II. Antwort	
Venedig . . . . .	127
Der Halbjonier . . . . .	128
Im Haß . . . . .	128
Baum im Herbst . . . . .	129
Pinie und Blüß . . . . .	129
Der Einsamste . . . . .	129
Unter Feinden . . . . .	130
Das trunkne Lied . . . . .	131
Aus hohen Bergen . . . . .	132

### Dionysos-Dithyramben.

1884—1888.

Nur Narr! Nur Dichter! . . . . .	139
Unter Töchtern der Wüste . . . . .	145
Leßter Wille . . . . .	151
Zwischen Raubvögeln . . . . .	152
Das Feuerzeichen . . . . .	156
Die Sonne sinkt . . . . .	158
Klage der Ariadne . . . . .	161
Ruhm und Ewigkeit . . . . .	166
Von der Armuth des Reichsten . . . . .	170

### Bruchstücke

zu den Dionysos-Dithyramben (Liedern Zarathustra's) 1882—1888.

Nr. 1—123 . . . . .	177—202
Beititelt: Die Sphing (Nr. 26) . . . . .	182
Wasserfahrt (Nr. 75) . . . . .	191
Das eiserne Schweißen (Nr. 123) . . . . .	202
Nachbericht . . . . .	203
Anfänge der Gedichte . . . . .	208

## Vorwort zur 1. Auflage.

Vorliegende Sammlung von Gedichten und Sprüchen giebt ein Bild der dichterischen Entwicklung meines Bruders während eines Zeitraums von dreißig Jahren. Sie beginnt zu einer Zeit, wo das erste Stammeln poetischen Ausdrucks überwunden ist, und endet mit jener höchsten Erhebung des dichterischen Geistes, die nur noch in Dithyramben redet.

Mein Bruder hat schon sehr früh, im zehnten und elften Lebensjahr, zu dichten begonnen; doch sind diese Versuche noch zu unzulänglich, als daß sie hier Berücksichtigung finden könnten. Dagegen nehmen seine Gedichte aus dem vierzehnten Lebensjahr bereits eine Form an, die den Abdruck einiger derselben (der ersten sechs dieser Sammlung) gewiß rechtfertigt. Allerdings auch befand sich mein Bruder damals schon — wie er in seiner kindlichen Lebensbeschreibung aus dem August 1858 sagt — in seiner „dritten dichterischen Periode“!! Über die zwei vorangehenden Perioden schreibt er ebenda: „War meine erste an Poesie unbeholfen und schwer, so versuchte ich in der zweiten in geschmückter und strahlender Sprache zu reden. Aber aus der Zierlichkeit wurde Ziererei und die schillernde Sprache zu phrasenartiger Verblümung. Und bei diesem Allen fehlte auch die Hauptsache: die Gedanken“. — Die „dritte Periode“ ist es nun, die wir als



den eigentlichen Anfang seiner dichterischen Entwicklung zu betrachten haben; möge sie daher auch mit den eigenen, findlich-alkflugen Worten des dreizehnjährigen Knaben hier eingeführt werden:

„In der dritten Periode meiner Gedichte versuchte ich die erste und zweite zu verbinden, d. h. Lieblichkeit und Kraft zu vereinen. Inwieweit mir dies gelungen ist, weiß ich selbst noch nicht zu bestimmen. Diese dritte Periode begann am 2. Februar 1858. An diesem Tage ist nämlich meiner lieben Mutter Geburtstag. Gewöhnlich pflegte ich ihr eine kleine Sammlung Gedichte zu überreichen. Von da an nahm ich mir vor, mich ein wenig mehr in der Poesie zu üben, und wenn es geht, womöglich jeden Abend ein Gedicht zu machen. Dies führte ich ein paar Wochen hindurch aus, und jedesmal gewährte es mir große Freude, wenn ich wieder ein neues Geistesprodukt vor mir liegen sah. Auch versuchte ich einmal, mich so einfach wie möglich auszudrücken; bald aber ließ ich es sein. Denn ein Gedicht, das vollendet sein soll, muß allerdings so einfach als möglich sein, aber dennoch muß die wahre Poesie auf jedem Worte liegen. Ein gedankenleeres Gedicht, das mit Phrasen, Bildern überdeckt ist, gleicht einem rothwangigen Apfel, der im Innern den Wurm hat. Redensarten müssen in einer Dichtung vollständig fehlen: denn der häufige Gebrauch von Phrasen zengt von einem Kopfe, der nicht fähig ist, selbst etwas zu schaffen. Man muß überhaupt beim Schreiben eines Werkes vorzüglich die Gedanken berücksichtigen; eine Nachlässigkeit im Stil verzeiht man eher, als eine verwirrte Idee. Ein Muster hiervon sind

die Goethe'schen Gedichte, in ihren goldklaren, tiefen Gedanken. —“

Leider ist der größte Theil von meines Bruders Jugendgedichten nicht mehr vorhanden, da er zu allen Lebenszeiten eine große Neigung hatte, seine früheren Produktionen zu verbrennen. Was davon überhaupt noch existiert, ist entweder rein zufällig dem Feuer entgangen oder von mir heimlich weggenommen und aufbewahrt worden, da ich die Gedichte, trotz meines Bruders späterem, sehr abfälligem Urtheil, aufrichtig bewunderte. Wie reich manches Jahr an Dichtungen gewesen und wieviel davon verloren gegangen ist, sieht man noch aus den Aufzählungen seiner wissenschaftlichen, musikalischen und poetischen Leistungen, die er damals am Schluß jedes Jahres zusammenzustellen pflegte. Zum Beispiel sind aus dem Jahre 1863 folgende Gedichte angeführt:

Untreue Liebe,  
Vor dem Crucifix,  
Am Meeresstrand,  
Klang aus der Ferne,  
Über den Gräbern,  
Jetzt und einstmals,  
Jetzt und ehemedem,  
Rhapsodie,  
Heimkehr, fünf Lieder,  
Vorspiel,  
An ein Rosenblatt,  
Der alte Ungar,  
Über fünfzig Jahre,  
Beethoven's Tod.



Von diesen sind erhalten: Untreue Liebe, Am Meeresstrand, Über fünfzig Jahre, Beethoven's Tod; vielleicht ist „Der alte Ungar“ eine spätere Bearbeitung des alten Magyaren aus dem Jahre 1862.

Außerlich scheint zwischen den Jahren 1864 und 1871 ein langer undichterischer Zwischenraum zu liegen; aber das Fehlen aller Gedichte erklärt sich aus einem anderen Grund. Mein Bruder lebte während dieser Zeit zum größten Theil fern von zu Hause und veranstaltete vor jeder Ferienreise nach der Heimat, wie er mir selbst erzählte, „ein großes Brandfest“; ein besonders umfangreiches im Jahre 1866, unter dem Einfluß des Schopenhauer'schen Pessimismus. Er schreibt darüber im Sommer 1867: „ich pflegte die Zeit der Selbsterkenntniß bei einem Jüngling von da an zu datiren, wo er seine Dichtungen in den Ofen steckt, und habe es dieser meiner Anschauung gemäß in Leipzig gemacht“. Aber auch nach diesem großen Autodafé begann er wieder von Neuem zu dichten, z. B. um Ostern 1867 und im Sommer 1868. Damals liebte er es auch, viel in Knittelversen zu sprechen, und diese Lust am Reim ist immer, auch in späteren Zeiten, ein Anzeichen gewesen, daß er im Stillen dichterisch Bedeutenderes producirt. Der lustige Knittelvers war gleichsam nur das weiße Schaumgekräusel, das von der tieferen Bewegung des Meeres Zeugniß gab. Liegen nun aus einer solchen Zeit, wo er tagelang geneigt war in heiteren Reimen zu sprechen, keine ernstern dichterischen Produktionen vor, so bin ich viel mehr geneigt zu glauben, daß sie vernichtet sind, als daß überhaupt nichts vorhanden gewesen sein sollte.

Mein Bruder betrachtete von der Mitte der sechziger Jahre an bis Anfang der achtziger das Dichten nur als ein Mittel, sich gelegentlich heiter oder sentimental zu äußern. Mit sanftem Spott sah er Verse nur als Allotria an, deren man sich neben den ernstern, philosophischen, wissenschaftlichen Bestrebungen im Grunde zu schämen hätte. So sind mir sämtliche Gedichte in diesem Zwischenraum von meinem Bruder nur ganz zufällig und sub rosa mitgetheilt worden; auch erinnere ich mich noch recht gut, wie und da Gedichte von ihm gehört zu haben, die später nicht wiedergefunden worden sind, — zum Beispiel aus dem Sommer 1873. Aber aus diesem Sommer 1873 ist Nichts als die folgende Strophe erhalten, die den Anfang seines „Hymnus an die Freundschaft“ bildete:

Freundschaft, Göttin, höre gnädig das Lied,  
das wir jetzt singen der Freundschaft!  
Wohin auch blickt das Auge der Freunde,  
übervoll vom Glücke der Freundschaft:  
hülfreich nahe uns,  
Morgenroth im Blick und  
ewiger Jugend treues Pfand in der heiligen Rechten!

Auch ein heiterer, seinem Freunde Gustav Krug gewidmeter Geburtstagsreim aus jener Zeit findet sich noch:

Lieber Freund, nimm diesen Gruß  
als Angebinde:  
daß Dich nicht Argernuß  
nag' und schinde!  
aber daß frohgemüth  
Dich führe und leite,  
Freunden zum Trost, Feinden jedoch  
zum ewigen Weide!

Diese Verse sind ein, wenn auch unbedeutendes Beispiel, wie bei meinem Bruder sich gleichzeitig Ernst



und Scherz poetisch auszudrücken pflegten. Beide Poesien sind von ihm, nebenbei bemerkt, auch in Musik gesetzt worden.

Im Frühjahr und Sommer 1876 trat die Lust am Reimen wieder stark hervor; aber nur „Der Wanderer“ hat sich von den ernsteren Dichtungen dieses Jahres erhalten. Im Herbst 1877, als mein Bruder aus den Bergen kam, gab seine Neigung, in Versen zu sprechen, abermals Zeugniß von seiner poetischen Stimmung; wir verdanken ihr die Gedichte „Am Gletscher“ und „Der Herbst“ und aus dem Frühjahr 1878 die Verse und Widmungen zu „Menschliches, Allzumenschliches“. Leichter Scherz und poetischer Ernst kamen hier zusammen. Aberreich an scherzhaften Knittelversen war das Frühjahr 1882, besonders aber der Herbst 1884; Manches davon ist zum „Spruch“ geworden und in die Anhänge zur „fröhlichen Wissenschaft“ übergegangen. — Aus dieser Zusammenstellung der dichterischen Zeiten meines Bruders ersieht man übrigens, wie die Lust am Dichten ihn nur periodenweis ergreift und oft auf länger wieder verläßt.

Wenn ich mir jetzt die Auffassung meines Bruders von seinem eignen Dichten während der Jahre 1866—81 vergegenwärtige, so kommen mir unwillkürlich die heiter-spöttischen Verse von „Dichters Berufung“ in den Sinn! Ruft dort der Vogel Specht dem Poeten achselzuckend zu: „Ja, mein Herr, Sie sind ein Dichter“, so erkennt der zweifelnde Poet halb mit Lachen, halb mit Beschämung, jedenfalls mit Ironie, daß der Vogel Recht hat, — daß er ein Dichter ist, wenn auch bis dahin ein Dichter wider Willen.

Aber nicht umsonst ermahnte mein Bruder zum amor fati —: auch mit seinem Schicksal als Dichter fing er an sich auszuföhnen, ja es zu lieben. Im Frühjahr 1882 erschienen in Schmeißner's Internationalen Monatsheften die „Jdyllen aus Messina“ und im Sommer in der „fröhlichen Wissenschaft“ die Spruchsammlung „Scherz, List und Rache“. Ein Aphorismus in ebengenanntem Buche zeigt uns, wie er inzwischen erkannt hatte, daß einem guten Prosaschriftsteller der warmedichterische Unter- oder Gegenstrom nicht fehlen dürfe:

— „Man beachte doch, daß die großen Meister der Prosa fast immer auch Dichter gewesen sind, sei es öffentlich oder auch nur im Geheimen und für das „Kämmerlein“; und fürwahr, man schreibt nur im Angesichte der Poesie gute Prosa! Denn diese ist ein ununterbrochener artiger Krieg mit der Poesie: alle ihre Reize bestehen darin, daß beständig der Poesie ausgewichen und widersprochen wird: jedes Abstraktum will als Schalkheit gegen diese und wie mit spöttischer Stimme vorgetragen sein; jede Trockenheit und Kühle soll die liebliche Göttin in eine liebliche Verzweigung bringen; oft giebt es Annäherungen, Verföhnungen des Augenblicks und dann ein plötzliches Zurückspringen und Auslachen; oft wird der Vorhang aufgezo gen und grelles Licht hereingelassen, während gerade die Göttin ihre Dämmerungen und dumpfen Farben genießt; oft wird ihr das Wort aus dem Munde genommen und nach einer Melodie abgesungen, bei der sie die feinen Hände vor die feinen Ohren hält — und so giebt es tausend Vergnügungen des Krieges, die Niederlagen mitgezählt, von denen die



Unpoetischen, die sogenannten Prosa-Menschen, gar Nichts wissen: — diese schreiben und sprechen denn auch nur schlechte Prosa! . . . .“

Von da an finden sich in seinen Werken noch genug an die Adresse der „Dichter“ gerichtete schalkhafte Vorwürfe und selbst leidenschaftliche Anklagen, die aus dem gleichen, oft spöttischen Humor heraus geschrieben sind, mit dem er sich selbst und seine eigensten Eigenschaften betrachten konnte. Im Geheimen freilich, im Kämmerlein wuchs ihm die seligste Lust, das Selbstbewußtsein, ja der Übermuth und jene himmelsstürmende dichterische Kraft, um über Vieles, „tausend Meilen hinauszufiegen, was bisher Poesie hieß“. Und wie mein Bruder Alles, woran er rührte, schöpferisch neu gestaltete und mit der Gluth seiner innersten Erlebnisse erfüllte, so schuf er sich auch die in der höchsten Entzückung des dichterischen Geistes concipirte, mit seinem Herzblut geschriebene Sprache des Zarathustra.

Es ist hier nicht der Ort, über die Entstehung und die Eigenart dieser Dichtung zu sprechen, die uns, oft auf herzzerrückende Weise, seine tiefsten Leiden und Seligkeiten offenbart. Der Zarathustra steht für sich. Über ihn schreibt mein Bruder noch kurz vor seiner Erkrankung: „Wenn ich einen Blick in meinen Zarathustra geworfen habe, gehe ich eine halbe Stunde im Zimmer auf und ab, unfähig, über einen unerträglichen Krampf von Schluchzen Herr zu werden“. Ich mußte es mir versagen, ausgewählte von meinem Bruder besonders bevorzugte Abschnitte daraus, die er selbst Dithyramben genannt hat, zu bringen, z. B. das Sieben Siegel-Lied,


Vor Sonnenaufgang, das Nachtlied (diesen „Dithyrambus der Sonnenvereinsamung“) und Anderes; da dieses Büchlein aber nur eine Sammlung von meines Bruders Dichtungen in rhythmischer Form sein soll, so bringt es nur die wenigen rhythmischen Abschnitte aus dem vierten Theil des Zarathustra, die mein Bruder selbst mit den Dionysos-Dithyramben verknüpft und zusammengestellt hat. Er empfand diese Dithyramben so eng mit dem Zarathustra verbunden, daß er sie an einer Stelle die „Lieder Zarathustra's“ nennt, „welche er sich selber zuzug, daß er seine letzte Einsamkeit ertrüge“.

Die vermehrten, hier vorliegenden Dionysos-Dithyramben sind nach einem eigenhändigen nicht vollendeten Manuscript meines Bruders gedruckt. Manches kommt Einem in dieser Zusammenstellung mit den hinzugefügten Versen seltsam neu vor; z. B. erscheint die Klage des Zauberers als Klage der Ariadne und schließt mit einer Erscheinung und Antwort des Dionysos. Mein Bruder schreibt im November 1888: „Wer weiß außer mir, was Ariadne ist! . . . Von allen solchen Räthseln hatte Niemand bisher die Lösung; ich zweifle, daß je Jemand hier auch nur Räthsel sah.“ Wer versteht und löst nun dieses Ariadne-Räthsel? Wer deutet die Hinzufügung eines feierlichen Spruchs zu „Unter Töchtern der Wüste“? Ist es schwermüthiger, leidenschaftlicher Ernst, oder ist es Spott? Ist es vielleicht der feierlich-stärkende Tugend-spruch, das „Tugend-Geheil“, nach welchem die Europäer-Würde, die Europäer-Inbrunst verlangt? —

Blicken wir nun auf diese dreißig Jahre dichterischer Entwicklung zurück, so ergreift uns tiefe Wehmuth.






 wie mein Bruder doch immer derselbe geblieben ist, an denselben Dingen gelitten hat, sich auf dieselbe Weise über die Bitternisse des Lebens zu trösten suchte und nach denselben Idealen drängte! Wie finden wir von Anfang bis zu Ende das Gefühl der Vereinsamung, der Heimatlosigkeit, die innige persönliche Beziehung zur Natur, eine eigenartige musikalisch-lyrische Stimmung, die Sehnsucht nach dem verstehenden Freunde, den Schmerz losgelöst zu sein von Allem, was sonst die Menschen lieben, ersehnen, ehren, fürchten und als beglückend empfinden; — wie sucht er den schwermüthigen Untergrund seiner Natur, alle bitteren und traurigen Erlebnisse durch schalkhafte Ironie, durch allerhand Scherze, selbst in derber Form, zu verhüllen und sich erträglicher zu machen — und wie entfaltet sich immer stärker und machtvoller der Zug und Flug nach der Höhe, wie wächst von Jahr zu Jahr die Seligkeit des eignen Glückes, des einsamen Höhenglückes!

Und zuletzt strahlt noch einmal die leuchtende Sonne seiner Seligkeit in tausend entzückenden Farben:

Jetzt erst, wo der Fuß müde ward,  
 holt dein Blick mich noch ein,  
 holt dein Glück mich noch ein.  
 Rings nur Welle und Spiel.  
 Was je schwer war,  
 sank in blaue Vergessenheit —

Aber düster nahte die lange, lange, graue Dämmerung und brach plötzlich herein. Die Sonne sank! —

Nietzsche-Archiv, Weimar, November 1897.

Elisabeth Förster-Nietzsche.

## Gedichte

aus der

### Kindheit und Jünglingszeit.

1858—1864.



## Pforta.

Bei Naumburg im freundlichen Thale,  
da liegt manch reizender Ort,  
der schönste doch aber von allen,  
das ist mir die Pforte dort.

Ich stand einst auf grünender Höhe,  
vergoldet vom sinkenden Strahl,  
da wurde mir plötzlich so wehe,  
als 'nunter ich schaute in's Thal.

Es tönte ein lieblich Geläute  
und mahnte so sanft zur Ruh;  
die Wiese im grünenden Kleide  
deckt weißlicher Nebel still zu.

Die Sterne, sie leuchten so helle,  
sie ziehen in goldener Bahn,  
wie himmlische Wächter von droben,  
und blicken so friedlich uns an.

Es herrscht eine heilige Stille  
und Pforta liegt nebelumwallt,  
beleuchtet vom düsteren Scheine,  
in geisterhafter Gestalt.

Ich kann ihn nun nie vergessen,  
den Eindruck so wunderbar:  
es zieht mich an selbige Stätte,  
warum? das wird mir nicht klar.

Frühling 1858.



## Saaleck.

Seliger Abendfrie  
schwebt über Burg und Thal,  
goldlächelnd sendet die Sonne  
hernieder den letzten Strahl.

Die Höhen rings erglühen  
und schimmern in Glanz und Pracht,  
mich dünkt, die Ritter entstiegen  
den Gräbern mit alter Macht.

Und horch! Aus den Burgen ertönet  
lautrauschend ein lustiger Schall.  
Die Wälder rings horchen und lauschen  
dem wonnigen Widerhall.

Dazwischen erklingen viel Lieder  
von Jagdlust, von Kampf und Wein,  
hell schmettern die Hörner, es schallen  
laut dröhnend Trommeten hinein.

Da sank die Sonne: verflungen,  
verhallet der freudige Klang,  
und Grabesstille und Grauen  
umhüllte die Hallen bang.

Die Saaleck liegt so traurig  
da oben im öden Gestein:  
wenn ich sie sehe, so schauert's  
mir tief in die Seele hinein. —

1858.

## Gruß.

Ihr Vöglein in den Lüften,  
schwingt mit Gesang euch fort  
und grüßet mir den theuren,  
den lieben Heimatsort!

Ihr Lerchen, nehmt die Blüthen,  
die zarten, mit hinaus!  
Ich pflückte sie zur Zierde  
für's theure Vaterhaus.

Du Nachtigall, o schwinge  
dich doch zu mir herab  
und nimm die Rosenknospe  
auf meines Vaters Grab!

1858.

## Lebewohl.

Schirm' dich Gott, mein Heimatsthal!  
Muß ich dich auch jetzt verlassen,  
denk' ich, wo ich fahr' mein Straßen,  
an dich wohl viel tausendmal.  
Lebe wohl! Lebe wohl!  
Lebe wohl, du stilles Thal!

Schau' ich in das Thal hinab,  
ist's, als schiede ich vom Leben;  
Wandern soll ja Freude geben,  
und mir ist die Welt ein Grab.

Lebe wohl! Lebe wohl!  
Lebe wohl, du stilles Thal!

Kehr' ich wieder über's Jahr,  
wenn die Bäume neu erblühen,  
dann wird erst der Gram entfliehen;  
bin jetzt aller Freuden bar.

Lebe wohl! Lebe wohl!  
Lebe wohl, du stilles Thal!

Nach umjubelt Lerchenschlag,  
Blüthen fallen von den Bäumen,  
und ich fahr' in banger Träumen  
meine Straß' in Schmerz und Klag'.

Lebe wohl! Lebe wohl!  
Lebe wohl, du stilles Thal!

Dunkel wird es um mich her,  
Abendglocken hör' ich schallen.  
Einsam bin ich, fern von Allen,  
ach, mein Herz ist bang und schwer!

Lebe wohl! Lebe wohl!  
Lebe wohl, du stilles Thal!

Herbst 1858.

## Trennung.

Und muß ich denn nun scheiden,  
so sei fein still mein Herz!  
Die Lieben all' zu meiden,  
das macht mir doch viel Schmerz.  
Daß ich sie nicht mehr sehe,  
wie thut mir's doch so wehe!  
Sei doch fein still, mein Herz!

Wenn Seelen tren verbunden  
sich scheiden, ist viel Leid.  
So oft ich denk' der Stunden,  
der schönen goldnen Zeit,  
da bluten meine Wunden,  
ich kann nicht mehr gesunden  
vor tiefer Traurigkeit.

Und doch — ein Trost ist blieben,  
der strahlt so hell, so licht:  
wenn sich zwei Seelen lieben,  
so trennt die fern' sie nicht.  
Kein Unglück, keine Leiden  
vermögen uns zu scheiden!  
O holde Zuversicht!

1858.



### Weihnachten.

O Tag so schön, o Tag so mild,  
so wonnevoll, so wunderbar,  
so frei und lustig wie der Mar,  
und wie der Quell, der dem Gefild,  
von Blümlein zart umrankt, entquillt,  
so sonnenhell, so frisch und klar!

Mein Herz jauchzt auf, wenn es dich schaut,  
und schwingt sich gleich der Lerch' empor.  
Mir ist's, als hört' ich Harfenchor,  
der mir in ahnungsvollem Laut  
manch süß Geheimniß anvertraut,  
und voll Entzücken lauscht mein Ohr!

1858.

### Heimkehr.

Das war ein Tag der Schmerzen,  
als ich einst Abschied nahm;  
noch bänger war's dem Herzen,  
als ich nun wiederkam.  
Der ganzen Wandrung Hoffen  
vernichtet mit einem Schlag!  
O unglücksel'ge Stunde,  
o unheilvoller Tag!

Ich habe viel geweinet  
auf meines Vaters Grab,  
und manche bittere Thräne  
fiel auf die Gruft hinab.  
Mir ward so öd' und traurig  
im theuren Vaterhaus,  
sodaß ich oft bin gegangen  
zum düstern Wald hinaus.

In seinen Schattenräumen  
vergaß ich allen Schmerz;  
es kam in stillen Träumen  
der Friede in mein Herz.  
Der Jugend Blütenwonne,  
Rosen und Lerchenschlag  
erschien mir, wenn ich schlummernd  
im Schatten der Eichen lag.

1859.

### Mailied.

Die Vöglein singen wonnig  
weit in den Wald hinein;  
die Fluren liegen sonnig  
in holdem Maienschein.  
Die Bächlein rauschen milde  
durch blühende Gefilde,  
und Lerchen jubeln drein.  
O kann's was Schönres geben  
als den Mai, als den Mai allein?

Was mir im Herzen traurig,  
verzagt und trübe war,  
was öde rings und schaurig,  
das ist nun sonnenklar.  
Die Blumen hold entsprossen  
auf blüthenreichen Wiesen,  
und Immen summen drein.  
O kann's was Schönres geben  
als den Mai, als den Mai allein?

O unbegrenzte Fülle  
von lauter Seligkeit!  
O Wonne, o umhülle  
mein Herz mit seinem Leid!  
Laß schwinden und vergehen,  
was nicht wie Frühlingswehen  
dir rauscht in's Herz hinein!  
O kann's was Schönres geben  
als den Mai, als den Mai allein?

Ich möchte mich versenken  
in dieses Meer von Luft;  
ein süßes Bran-gedenken  
erhebt schon froh die Brust.  
Ich möchte dich umfassen  
und nicht mehr von mir lassen.  
O Frühling, zieh' herein!  
Es kann nichts Schönres geben  
als den Mai, als den Mai allein!

1859.

### Heimweh.

Das milde Abendläuten  
hallet über das Feld.  
Das will mir recht bedeuten,  
daß doch auf dieser Welt  
Heimat und Heimatglück  
wohl Keiner je gefunden:  
— der Erde kaum entwunden,  
kehr'n wir zur Erde zurück.

Wenn so die Glocken hallen,  
geht es mir durch den Sinn,  
daß wir noch Alle wallen  
zur ew'gen Heimat hin.  
Glücklich, wer allezeit  
der Erde sich entringet  
und Heimatlieder singet  
von jener Seligkeit.

1859.



## Ohne Heimat.

flücht'ge Kofse tragen  
mich ohn' Furcht und Zagen  
durch die weite Fern'.

Und wer mich sieht, der kennt mich,  
und wer mich kennt, der nennt mich  
den heimatlosen Herrn.

Heidideldi!

Verlaß mich nie,  
mein Glück, du heller Stern!

Niemand darf es wagen,  
mich darnach zu fragen,  
wo meine Heimat sei.

Ich bin wohl nie gebunden  
an Raum und flücht'ge Stunden,  
bin wie der Ar so frei.

Heidideldi!

Verlaß mich nie,  
mein Glück, du holder Mai!

Daß ich einst soll sterben,  
küssen muß den herben  
Tod, das glaub' ich kaum.

Zum Grabe soll ich sinken  
und nimmermehr dann trinken  
des Lebens duft'gen Schaum?

Heidideldi!

Verlaß mich nie,  
mein Glück, du bunter Traum!

## In der Ferne.

In der Ferne, in der Ferne  
leuchten meines Lebens Sterne,  
und mit wehmuthsvollem Blick  
schau' ich auf mein einstig Glück  
ach so gerne, ach so gerne  
wonneshauernd oft zurück.

Wie auf Höhen Wandrer stehen  
und die Ferne übersehen  
und die blüthenreichen Auen,  
wo die himmlisch süßen lauen  
Lüfte rauschen und still lauschen  
mit geheimnißvollem Grauen:

also breiten sel'ge Zeiten  
sich vor mir aus und geleiten  
meinen Geist weg von den Schranken  
fahler nichtiger Gedanken  
hin zu jenen ew'gen Freuden.

— Charons Nachen seh' ich schwanfen:  
mit der goldnen Leier Saiten  
ruf' ich wieder, die versanken,  
— und sie nahen und umfahen  
mich mit ihrem Zauberlichte.  
Will sie fassen — sie erblassen  
und ich muß sie sinken lassen:  
meine Hoffnung ist zu nichte!

1859.

## Verloren.

Dem edlen Geist ist diese Welt zu klein;  
auf Flügeln der Begeisterung schwingt er sich empor  
hoch über diese Nichtigkeit des Lebens  
und stüchtet sich in sel'ge, bessere Höhen,  
wo Sterne neben ihm um Sonnen wandeln,  
und sieht im Weltall den Unendlichen,  
den Alldurchschauer walten. —  
Doch ein Gefühl ist's, das den ungestümen,  
den wilden Drang des Herzens hemmt,  
das ihm das Leben blüthenreich und voll  
von Liebe und Erquickung macht —  
es ist das herrliche Gefühl der Heimatliebe!  
O glücklich, wer in dieses Lebens Sturm  
ein Haus weiß, wo er ruhen kann,  
wo goldene Erinnerung ihn umfluthet  
und ihn des Maies Wonne sanft umlacht.  
Da waltet Frieden, waltet sel'ge Luft,  
und jede Brust fühlt Gottes heil'ge Nähe.  
Da zieht der hoffnungsvolle Jugendtraum  
noch einmal an dem matten Herz vorüber:  
des Lebens Blüthenmai jüngt sich noch einmal  
mit Nachtigallenschlag und Veilchenduft,  
mit Lerchenwirbel und dem Hoffnungsgrün.  
Und diese Heimat, wo du bist geboren,  
wo du des Lebens Wonne reich genossen,  
hast du verloren!

1860.

## Alt Mütterlein.

In Sonnengluth, in Mittagsruh  
liegt stumm das Hospital;  
es sitzt ein altes Mütterlein  
am Fenster bleich und fahl.

Ihr Aug' ist trüb, ihr Haar schneeweiß,  
ihr Mieder rein und schlicht,  
sie freut sich wohl und lächelt still  
im warmen Sonnenlicht.

Am Fenster blüht ein Rosenstock,  
viel Bienlein rings herum.  
Stört denn die stille Alte nicht  
das emsige Gesumm?

Sie schaut in all' die Sonnenlust  
so selig stumm hinein:  
noch schöner wird's im Himmel sein,  
du liebes Mütterlein!

1860.



### Ein Brief an den Freund.

Sage mir, theurer Freund, warum du so lang nicht geschrieben?

Immer hab' ich geharrt, Tage und Stunden gezählt.  
Denn ein gar süßer Trost ist ein Brief, vom Freunde entsendet,

so wie ein sprudelnder Quell durstige Wand'rer erquickt.

Viel auch ist mir werth die Kunde von deinem Befinden:

habe auch ich doch einst ähnliche Wege gewallt,  
habe so freud' wie Leid mit dir zusammen genossen,

und in Freundesverein wurde das Schwerste uns leicht.  
Freilich weiß ich recht wohl: Schuljahre sind schwierige

Jahre,

nie wird jegliche Last, Mühe und Arbeit gescheut.

Oft auch möchte die Seele sich los von den hemmenden Fesseln

reißen, in Einsamkeit flüchten das fühlende Herz;  
aber auch diesen Druck erleichtert die treuliche Freundschaft,

die sich stets voll Trost, voll von Erhebung uns naht.

Unter Freunden ist Nichts, was der Eine dem Andern verbürge:

Alles theilen sie sich mit im vertrauten Gespräch.

Ist auch der Eine entfernt, die Liebe durchsegelt die Lüfte,

und in Gestalt eines Briefs naht sie dem einsamen Freund.

Theurer! Bald naht der Tag, wo auch wir uns wieder erblicken

und des trauten Gesprächs lang schon entbehrten uns freun.

Aber nur kurz ist die freud'! Denn bald theil' ich von neuem,

nicht nach Pforta zurück, wo nur die Strenge regiert,  
nicht nach dem Fichtelgebirg dem düsteren, nein, in die Heimat!

Ach, wohl zum letzten Mal grüß' ich den theuersten Ort!  
Doch — die Entfernung hemmt nicht der Seelen stete

Verbindung,

et manet ad finem longa tenaxque fides!

Pforta, den 6. März 1860.

### Der alte Magyar.

Da ich jung war, schien der Sonnenschein  
über Herz und Haide hin.

Da ich alt bin, geh' ich so allein,  
hej Sonnenschein!  
durch Haide und Wald hin.

Da ich jung war, war mein liebes Lieb  
ein frisch erblühtes Haidekind.

Da ich alt bin, kalt das Herz geblieb,  
hej liebes Lieb!  
wie eine Haide im herbftlichen Wind.

Da ich jung war, war ich toll und kühn,  
Koffen warf ich um den Saum.

Da ich alt bin, laß' ich sie weiter ziehn,  
hej Koffe kühn!  
sie kennen mich müden Wanderer kaum.

Da ich jung war, war mein Aug' so hell,  
wie die Sterne am Himmel der Puffta find.

Da ich alt bin, ist verftegt der Quell,  
hej Auge hell!  
man führt mich wie ein irrend Kind.

Zum Fels hinauf, da ich jung einst war,  
jung war, klein, kleiner Knabe war,  
sprang ich mit flatterndem Lockenhaar,  
hej jung einst war!

Jetzt leg' ich mich müd auf die Todtenbahr'.

1862.

„Rein zur Höh, rein zu Thal!“

Im Tannengrund, um Mitternacht,  
wann scheu des Mondes fahler Schein  
gespenstlich durch die Wipfel lacht,  
sah ich dich stehn, einsam, allein.

Kein Laut; es schleicht der leise Wind  
dumpftrauschend aus dem Thal empor,  
und Schilfgeflüster, schaurig lind,  
tönt geisterstimmig aus dem Moor.

Die Hand geballt, des Auges Gluth  
hin auf den schroffen Fels gebannt,  
dein Herz es wogt wie wilde Fluth,  
die Wellen schleudert an den Strand.

Der Mauer Trumm, der Säule Pracht,  
die Burg im grellen Mondenlicht  
hohlängig zu ihm nieder lacht  
und grüßt und grüßt und neigt und spricht:

„Rein zur Höh, rein zu Thal!  
„Sonn' ertödtet, Mond belebt!  
„Was schaust du aufwärts, bleich und fahl?  
„Steig' auf, wie Alles lichtwärts strebt!“

Er klonn hinauf, er steigt, er lauscht  
des Flüsters, das das Schilf umirrt,  
des Windes, der den Fels umrauscht,  
der Eule, die die Höhn umschwirrt.



Und näher tönt es, Zauberklang,  
und weht und rauscht wie Harfenschall,  
jetzt leise klagend, schmerzlich bang —  
Verklingen — Erlöschen — Versinken im All.

Es faßt sein Herz — er steigt und neigt  
und breitet die Arme, umschlingt die Welt.  
Versinken — Ertrinken — die Säule weicht,  
Verklingen — Verhallen — erdwärts, zerschellt.

Pforta, 30. Januar 1862.

### Ludwig der Fünfzehnte.

Es wüthet der Sturm mit entsetzlicher Macht,  
es brauset ein Zug durch die Mitternacht.

Ein Zug von Reitern, vom Blitz umloht,  
ein Wagen voran, im Wagen der Tod.

Die Kofse rasen, die Funken sprühn,  
die Donner rollen, die Blitze glühn.

Geseufz' von ferne, rings Grabesduft,  
und Nachtgespenster durchwirbeln die Luft.

Die Reiter schauern: im fahlen Licht  
grinst nieder das öde Hochgericht.

Der Wanderer kreuzt sich, fällt auf die Knie:  
„Wohin der Richtzug?“ „Nach Saint-Denis!“ —

1862.

### Im Gefängniß.

Ein Todtenmahl um Mitternacht:  
rings um den Tisch die Girondisten.  
Brissot springt auf: „Freunde, habt Acht!  
Im Moniteur die Sterbelisten:  
— Gerichtet gestern in Bordeaux  
Guadet, Salles und Barbarou.“  
Sie schweigen. Leis ruft Vergniaud:  
„Wir folgen bald. Sie sind zur Ruh!“ —  
„Roland durch Selbstmord.“ Klanglos spricht  
die treue Schaar die Worte nach.  
Umdüstert starrt ihr Angesicht,  
wie Wetternacht umhüllt den Tag.  
„Buzot und Petion verschwanden  
im tiefen Forst. Die Häsher fanden  
zerseht die Kleider, blutbethaut.“  
Sie saßen stumm, kein Hauch, kein Laut.  
Da dringt gedämpfter Trommelklang  
von fern heran, des Tods Signale.  
Ein Schauer streift die Männer bang,  
sie stürmen auf, füll'n die Pokale.  
In ihren Augen glüht der Brand,  
der ihre schwüle Zeit durchloht.  
Champagner sprüht. Hochauf die Hand!  
„Der Welt, die uns vergift, den Tod!“  
Der Gläser greller Klang verhallt.  
Ein Traum durchwogt die Seelen schnell.  
Der Zukunft Vorhang niederwallt:  
das Weltenmeer weit, Well' an Well'.

Sie schauen hin, und wonnetrunken  
umglühn sie der Begeist' rung Funken. —  
Am Fenster glänzt der blasse Tag.  
Von fern tönt dumpfer Trommelschlag. —

Sorenzen, den 11. Juli 1862.

### Saint = Just.

Du kennst den bleichen, hagern Mann:  
den Schultern schmiegt das schwarze Haar,  
das lange, glatte leicht sich an,  
und Blicke wirft er wunderbar,  
so tief und seltsam, schmerzdurchwühlt,  
als hielt' sein Herz ein arger Bann.  
Und was das Auge weint und fühlt,  
das lodert, wie ein Flammenstrom,  
und glüht, ein schrecklich Opferfeuer,  
in seiner Rede stolzem Dom,  
erst leise, fernher, wie ein schauer  
Lichthauch die Wände übergießt,  
bis im hochrothen, grellen Schimmer  
rings Alles in einander stieft  
und toll im Herzentanzgestimmer  
gliederverzerzt vorüberschießt.  
Du stehst erstarrt und folgst von ferne  
zum Abgrund, drein er ruft: Ihr müßt!  
Über dir schwinden schon die Sterne:  
du folgst dem teuflischen Saint = Just.

Pforta, 11. August 1862.

### Lieder.

#### I.

Mein Herz ist wie ein See so weit,  
drin lacht dein Antlitz sonnenlicht  
in tiefer, süßer Einsamkeit,  
wo leise Well' an Well' sich bricht.

Ist's Nacht, ist's Tag? Ich weiß es nicht.  
Lacht doch auf mich so lieb und lind  
dein sonnenlichtes Angesicht,  
und selig bin ich wie ein Kind.

#### II.

Es ist der Wind um Mitternacht,  
der leise an mein Fenster klopft.  
Es ist der Regenschauer sacht,  
der leis an meiner Kammer tropft.

Es ist der Traum von meinem Glück,  
der durch mein Herz streift wie der Wind.  
Es ist der Hauch von deinem Blick,  
der durch mein Herz schweift regenlind.

#### III.

Einsam durch den düsterblauen  
nächt'gen Himmel seh' ich grelle  
Blitze zucken an den Brauen  
schwarzgewölbter Wolkenwelle.  
Einsam loht der Stamm der Fichte  
fern an duft'ger Bergeshalde.



Drüber hin im rothen Lichte  
zieht der fahle Rauch zum Walde.  
In des Himmels fernes Leuchten  
rinnt der Regen zart und leise,  
traurig, schaurig, eigner Weise.

In deinen thränenfeuchten  
Augen ruht ein Blick,  
der schmerzlich, herzlich  
dir und mir verwehte Leiden,  
verlorne Stunden und zerronnen Glück  
zurückrief Beiden. —

IV.

In stillen Stunden sinn' ich oft,  
was mir so sehulich bangt und graut,  
wenn unvermerkt und unverhofft  
ein süßer Traum mich überthaut.

Weiß nicht, was ich hier träum' und sinn',  
weiß nicht, was ich noch leben soll;  
— und doch, wenn ich so selig bin,  
schlägt mir mein Herz so sehnsuchtsvoll. —

1862.

Junge Fischerin.

Des Morgens still ich träume  
und schau' den Wolken nach,  
wie leise durch die Bäume  
zittert der junge Tag.  
Die Nebel wogen und wallen,  
das Frühroth drüber hin —  
o Niemand weiß von Allen,  
daß ich so traurig bin.

Die See wogt kühl und leise  
vorbei ohn' Raft und Ruh,  
mich schauert's eigner Weise,  
ich drück' mir die Augen zu.  
Mag nicht die Nebel sehen,  
das Frühroth drüber hin —  
o Niemand kann verstehen,  
was ich so traurig bin.

Zugvögel lustig ziehen  
und singen so lieb, so hold.  
Ich möcht', ich könnte fliehen  
wohin mein Herze wollt'.  
Die Nebel wogen und wühlen,  
das Frühroth drüber hin —  
o Niemand kann es fühlen,  
was ich so traurig bin.

Ich schaue hin und weine,  
kein Segel weit und breit.  
So traurig, so alleine  
bricht mir das Herz vor Leid.  
Die Nebel wogen und wallen,  
das Frühroth drüber hin —  
Er weiß allein von Allen,  
was ich so traurig bin.

1862.

Laß mich dir entfalten.

Laß mich dir entfalten  
mein verschlossen Herz!  
Deiner Liebe heimlich Walten  
ruht so gnadenvoll und mild  
auf meinem kalten,  
welteinsamen Schmerz,  
daß Sehnsucht quillt  
in mir nach dir,  
du lichte Himmelskerz'!

Laß mich dir erschließen,  
wie mich überthant  
deines Geistes heimlich Grüßen,  
wenn du auf mich hingeblickt  
zu deinen Füßen  
und mich lieb und traut  
an dich gedrückt,  
selig war ich,  
mein Herz schlug mir so laut.

1862.

Schweifen, o Schweifen.

Schweifen, o Schweifen  
frei durch die Welt so weit,  
mit grünen Schleifen  
an Hut und Kleid.

Schwing' ich das Glöcklein,  
klingt es so lieb, so lind,  
flackern die Löcklein  
um mich im Wind.

Sehn mich die Rehe  
so herzig an im Wald,  
wird mir so wehe,  
vergeß' es bald.

Blühet ein Röslein  
duftig im Haidegras,  
küß' ich das Röslein  
und wein' etwas.

Luftig, wie Wind zieht,  
streift durch das Herz ein Traum,  
fällt eine Lindblüth'  
herab vom Baum.

Schweifen, o Schweifen  
frei durch die Welt so weit,  
mit grünen Schleifen  
an Hut und Kleid.

1862.



## Verzweiflung.

Von ferne tönt der Glockenschlag,  
die Nacht sie rauscht so dumpf daher.  
Ich weiß nicht, was ich thuen mag;  
mein' Freund' ist aus, mein Herz ist schwer.

Die Stunden fliehn gespenstisch still,  
fern tönt der Welt Gewühl, Gebraus.  
Ich weiß nicht, was ich thuen will,  
mein Herz ist schwer, mein' Freund' ist aus.

So dumpf die Nacht, so schauervoll  
des Mondes bleiches Leichenlicht.  
Ich weiß nicht, was ich thuen soll.  
Wild rast der Sturm, ich hör' ihn nicht.

Ich hab' nicht Raft, ich hab' nicht Ruh,  
ich wandle stumm zum Strand hinaus,  
den Wogen zu, dem Grabe zu,  
mein Herz ist schwer, mein' Freund' ist aus.

1862.

Du hast gerufen — Herr, ich komme.

Du hast gerufen:  
Herr: ich eile  
und weile  
an deines Thrones Stufen.  
Von Lieb' entglommen  
strahlt mir so herzlich,  
schmerzlich  
dein Blick in's Herz ein: Herr, ich komme.

Ich war verloren,  
taumeltrunken  
versunken,  
zur Höll' und Qual erforen.  
Du standst von ferne:  
dein Blick unsäglich  
beweglich  
traf mich so oft: nun komm' ich gerne.

Ich fühl' ein Grauen  
vor der Sünde  
Nachtgründe  
und mag nicht rückwärts schauen.  
Kann dich nicht lassen  
in Nächten schaurig,  
traurig  
seh' ich auf dich und muß dich fassen.

Du bist so milde,  
treu und innig,  
herzinnig,  
lieb Sünderheilslandsbilde!  
Still' mein Verlangen,  
mein Sinnen und Denken  
zu senken  
in deine Lieb', an dir zu hängen. —

1862.

### Erster Abschied.

Die Sterne schreiten traurig  
am kahlen Himmel hin,  
die Winde fragen schaurig,  
was ich so stille bin.

Und durch das Fenster quillet  
der volle Mondenschein,  
o liebe Strahlen, stillst  
mein Herz und seine Pein!

Weiß nicht, ob lachen, scherzen,  
ob weinen ich hier soll —  
mein Aug' ist voller Schmerzen,  
auch bitt'ren Hohnes voll.

Und meine Hände gleiten  
fast zitternd hin und her,  
und die Gedanken breiten  
sich endlos wie ein Meer.

Ich hör' die Glocken läuten  
vor Kurzem in Mitternacht.  
Auch jetzt will mich's bedeuten,  
daß man ein Grab gemacht.

Ein Jahr hat man begraben,  
Neujahr ist vor der Thür.  
Man hat mein Herz begraben,  
und Niemand fragt nach mir.

1862.

### Zweiter Abschied.

Die Sonne blickt auf's Schneegefild,  
in meinem Auge die Thräne quillt —  
Vorüber!

Vom Süden flüstert her ein Hauch —  
ohn' Blatt und Blüthe Wald und Strauch.  
Vorüber!

Eine Knospe morgens ist erwacht,  
sie weinte am Tage, sie starb bei Nacht.  
Vorüber!

O Sonnenschein, o südlicher Wind,  
was täuschet ihr das arme Kind?  
Vorüber!

Die Tanne schüttelt stumm ihr Haupt,  
mein Herz ist wie mit Schnee bestaubt.  
Vorüber!

Die Tanne rauscht ein Grabeslied,  
die Sonne ist todt, der Wind entflieht —  
Vorüber!

1863.

### Erinnerung.

Es zuckt die Lippe und das Auge lacht,  
und doch steigt's vorwurfsvoll empor,  
das Bild aus tiefer, tiefer Herzensnacht —  
der milde Stern an meines Himmels Thor.  
Er leuchtet stegreich — und die Lippe schließt  
sich dichter — und die Thräne fließt.

1863.



Herüber — hinüber.

Herüber, hinüber  
fliegen der Blicke glänzende Funken;  
trüber und trüber  
wölbt sich mein Himmel, wehmuthtrunken;  
lieber, ach lieber  
bräche des Herzens zitternder Grund —  
Herüber, hinüber  
zucken die Blitze — doch schweiget der Mund.  
Wolkensammler, o Herzenskündiger,  
mache uns mündiger.

1865.

Vergeben, vergessen.

Ich habe dir und mir vergeben und vergessen;  
Weh! Du hast dich und mich vergessen und vergeben.

1865.

Untreue Liebe.

Die Hand, die herzlich dargebotene  
zurückgegeben, zweifelhaften Auges,  
und auf der Zunge, wägend Silb' um Silbe,  
das Herz, den aufgebrochnen Brief zurück-  
gewiesen, ungelesen, ungedenket!  
Und das von Dir!

32

Herum im Kreise staunten  
und lachten Eintagsfliegen, flogen weiter  
und summten ärgerlich Gesumm. Jedoch  
ein Gott riß mich heraus, mit wilder Schwermuth  
den Sinn umnachtend. —

Und lächelnd schau' ich jetzt die Fäden an,  
die durchgerissnen, durch die Hand mir gleitend,  
an denen es wie Blut und Thränen glänzt:  
sie waren schön und sind es noch, und wie  
des späten Sommers Schleier fliehn sie fort,  
ein Windhauch spielt mit ihnen, und das Gold  
der Abendsonne glüht und glitzert drinnen.  
Du nicht mehr mein! Es spielt mein liebster Traum  
mit deinem Bild, und einsam steigt du auf  
aus Herzenstiefen wie ein Stern, entglommen  
an meines Lebens nächt'gem Himmel — doch  
schon ferne, ach zu ferne, schon versunken!

1865.

Über fünfzig Jahre.

Er träumt nur, doch er schläft nicht: eingehüllt  
im weiten Mantel und den grauen Hut  
tief in die Stirn gezogen, wie ein Bild  
von Marmor, sitzt er schweigend an der Gluth,  
die hastig flackernd aus den Scheiten zittert.  
Auf seinem bleichen, fahlen Angesicht,  
voll Runzeln, wie ein morscher Fels verwittert,  
spielt träumend müdes Spiel das matte Licht.

33

3

Doch diese Augen — gehn sie nicht einher  
wie irre Sterne, Wanderer ruhelos?  
Sie suchen Kronen — finden sie nicht mehr,  
und wühlten sie auch durch der Erde Schoß.  
Wie Traumesfitter Kranz und Glück vernichtet,  
gestürzt die Throne und verwelkt manch Blatt:  
Er war der Schuld'ge, den das Glück gerichtet:  
o gönnt ihm eine letzte Ruhestatt!

Die Adjutanten stehen scheu im Kreis,  
rings Nebel, der das Schlachtenfeld umspinnt:  
und klang es eben nicht wie Röcheln leis?  
Sie fröstelt: schaurig weht der Abendwind.  
fern hört man rasseln: dumpfe, gleiche Schritte —  
die Gardenreste ziehen durch das Feld —  
der Eine, Einz'ge fehlt in ihrer Mitte —  
der Kaiser träumt — es fiel der Herr der Welt.

Doch still, doch still! Da zuckt es in den Zügen,  
die Lippe schließt sich dichter — ist es Schmerz,  
der, ob die Augen starr und kalt es lügen,  
empört durchzuckt das gramersfüllte Herz?  
Er winkt und spricht: „Ist's nicht ein bittres Höhnen?“  
— Die Generale schauen fragend nieder —  
„Die Armen wissen nicht, warum sie höhnen:  
„in Kurzem künden es des Volkes Lieder.

„Doch Jene, Jene, die dem goldnen Traum  
„ein furchtbar blutig Opfer jetzt gebracht,  
„die um den trügerisch schönen Freiheitsbaum  
„gekämpft drei Tage lang die Völkerschlacht —

„sie wähten den Tyrannen zu verjagen  
„und sehen nicht, was ihnen blieb zurück.  
„Nun jauchzen sie, daß sie die Schlacht geschlagen:  
„nun kehre Friede, kehre Völkerglück!

„Ja freilich! Stumm wird's sein nun lange Zeit,  
„und die Geschichte kann sich schlafen legen;  
„der Dichter und der Philosophen Streit  
„kann sich von Neuem nun behaglich pflegen.  
„Auf, bringt die Becher, auf, laßt froh uns schwärmen!“  
„so ruft wohl Mancher und das Auge blinkt  
„voll wilder Lust: „Was sollen wir uns härmern?“  
„Die neue Zeit uns heilverkündend winkt!“

„Und wenn nach fünfzig Jahren man berauscht  
„von seiner Ahnen Thaten spricht und schwärmt:  
„da sitzt wohl Mancher einsam, denkt und lauscht,  
„ob man auch wirklich handelt, nicht bloß lärmt.  
„Und auch im Traume faßt er nach dem Schwert  
„und fragt: „Wer ist's, wer hat es frech verschuldet,  
„daß man in Worten, kaum in Worten ehrt,  
„was jener Männer stolze Kraft erduldet?“

„Man wird mich hassen — oder wird man's nicht?  
„Und wird nach Jahren man den Haß verlernen?  
„Ich werde sein — was anders? — ein Gedicht  
„von einem Helden aus der Vorzeit fernem.  
„Ich war es, Deutschlands und der ganzen Welt  
„und Gottes Geißel und der Völker Fluch  
„— nicht ein weichherz'ger, junger Modeheld —,  
„ein Weltverfluchter und der Welt ein Fluch!“



Des Kaisers Lippen regen sich im Traum,  
die Züge fallen müd' und abgespannt,  
die Augen schließen sich — man ahnt es kaum,  
welch Scepter führte diese schlaffe Hand.  
Und ängstlich sehn die Seinen auf den Mann,  
der, auf die morschen Trümmer hingefunken  
des eignen Thrones, Träume spinnen kann,  
umspielt von matten Brandes rothen Funken.

Und doch, er träumt: ihn quält ein Traumgesicht,  
das hinter seinen Schultern drohend steht  
und flüsternd immer wieder zu ihm spricht:  
„Du lügst, Du lügst“ und eiskalt ihn umweht:  
„Sieh weiter, weiter über fünfzig Jahre!“  
Da fährt er auf, da stöhnt er bang und schwer:  
„Nicht weiter, weiter über fünfzig Jahre,  
Ich mag nicht, will nicht, nimmer, nimmermehr!“ —

Am schwarzen Himmel zieht ein heller Streif  
sich um das öde Land, wie Heil'genschein  
um Bluteszeugen, wie ein goldner Reif  
um eines Siegers Stirn, so hell und rein.  
Von Leipzigs Thürmen hebt sich voller Klang,  
ein Todtenlied am Allerseelentag,  
ein Jubelton aus heißem Herzensdrang,  
voll Lust und tiefem Weh in gleichem Schlag.

Doch er, der Einzige, erhebt sich stumm  
und winkt mit halb erloschnem Augenstrahle:  
sie treten schein im Kreis um ihn herum.  
„Vernehmen Sie es, meine Generale? —

„Es brach ein Dogenherz einst morsch und müd  
„bei solcher Glocken stolzem feierten;  
„mein Herz hört auch ein herzzerbrechend Lied:  
„soll's schmachvoll brechen?“ fragt er voller Hohn.

„Gebrochen wär's zur Nacht, ich fühlte schon  
„des Todes Zucken; doch es konnte nicht  
„und wird nicht können, da der Zukunft Drohn  
„es sah und schleichend nahen das Gericht.  
„fast wär's gebrochen, denn ein grauer Sturm,  
„der Stürme schlimmster, stürzte diese Nacht  
„mir Alles nieder: und ein schwacher Wurm  
„ist selbst der Mensch in seiner größten Macht.

„Ich sah ihn steigen rings, den blut'gen Strom,  
„und tausend Blumen wuchsen himmelan  
„und wölbten sich zu einem stolzen Dom,  
„und Stimmen klangen wie ein Meer heran,  
„und Worte trafen mich, spitz wie der Pfeil  
„und stark und mächtig wie des Blitzes Schlag:  
„Deutschland“ — so rief es — „ein'ges Deutschland, Heil!“  
„daß ich betäubt, voll Graun am Boden lag.

„Da schritten sie heran mit hellem Schwert,  
„und Rhein und Donau stütheten zusammen,  
„Herzen und Augen himmelwärts gefehrt  
„in der Begeisterung hellen Feuerflammen:  
„und diese flammen, sie sind mein Gericht —  
„drum bringt mir Sterbendem nun eine Bahrle!  
„Deutschland ward einig — und ich wollt' es nicht —  
„doch sah ich's kommen über fünfzig Jahre!“

Beethoven's Tod. (Fragment.)

Das raucht und knistert im Kamin,  
es heult rings um die Fenster;  
über dem alten heiligen Wien  
jagen sich Wolkengespenster.  
Die Scheiben zittern im gelben Staub:  
es wirbelt wie Schnee und Regen;  
am Ofen sitzt ein Weib halb taub  
und murmelt einen Segen.

Sonst Schweigen nur im öden Gemach.  
Die Uhr geht langsam, graulich:  
es dröhnt vom Hin- und Widerschlag  
die Diele morsch und faulig.  
Vor einem Bette hingestreckt,  
das Haupt fast auf den Knien,  
ein Jüngling bis zum Tod erstreckt,  
des Augen düster glühen.

Wagt er's nicht, auf das Bett zu schau'n  
und auf den Mann, den stillen?  
Und horcht er auf den Sturm mit Graun  
und auf des Windes Schrillen?  
Ihm ist, als wär' er fern entrückt,  
säh' einen feurigen Wagen  
und hätte darauf den Mann erblickt  
und aufwärts die Rosse jagen:

den Mann, den stillen, leichenhaft  
die Augen eingesunken,  
des Hand mit schlaffer, letzter Kraft  
am Kissen spielt wie trunken.

Die Alte murmelt, der Jüngling schent  
des stummen Mannes Züge.  
Da tönt es her wie Sturmgeläut,  
da zittert Haus und Stiege.

Wagen und Rosse Zebaoth!  
Der Blitz, der feurige Reiter!  
Das ist der Tod, das ist der Tod!  
der jagt hier durch und weiter!  
Und hinter ihm der wilde Sturm,  
der tobende Geselle,  
von Haus zu Haus, von Thurm zu Thurm  
wälzt sich die Hagelwelle.

Das Fenster prasselnd niederbricht,  
Wolken von Schnee und Eise  
wogen dahin im fahlen Licht  
und folgen der Sturmesreise.  
Der Elemente langer Zug  
reißt sich empor mit Brausen:  
so mancher Wiener sah's und schlug  
ein Kreuz, ängstlich voll Grausen. —

O Wetter, das vom Himmel fiel,  
wen hast du mitgenommen? —  
Wen hobst du auf im Sturmespiel,  
von Blitzen hell umschwommen?  
Wer war's, der seinen Mantel fühl'n  
sich schwang um seine Hüfte?  
Zum Himmel wollt' er aufwärts ziehn  
und nicht in's Graun der Grüfte.